

AUS MEINEM LEBEN¹

I. Kindheit.

Mein Geburtsort ist das Ungern-Sternbergsche Gut Takfer in der Wiek (Kreis Hapsal; Estland).

Am 28. Februar 1831 erblickte ich das Licht der Welt. Mein Vater, Friedrich Johannsen, war Disponent (so wurden die Verwalter in der Wiek genannt) des Gutes. Meine Mutter hieß Anna Ulrike geb. Simberg. Getauft wurde ich von dem Poenalschen Pastor Frese am 18. März desselben Jahres. Als Taufzeugen sind verzeichnet Herr Direktor Hirschhausen, Herr Kandidat Eduard Hirschhausen und Frau Amtmännin Marie Gregori. - Meine erste Erinnerung aus frühester Kindheit, ich mag zwei Jahre alt gewesen sein, ist eine dunkle Nacht im Freien; ich lag in meinem Bettchen auf dem Hofe und der Himmel wurde von feurigen Funken übersät. Das elterliche Wohnhaus brannte nieder. Der Funkenregen am nächtlichen Himmel hat sich meinem Gehirn so eingeprägt, dass ich ihn noch jetzt im Geiste deutlich schaue.

Meine Mutter starb in meinem zweiten Lebensjahre, wohl durch eine von Milz befallener Kuh angesteckt. Meine älteste Schwester Karoline und ich, wir wurden beide auch angesteckt und trugen als Andenken an diese schwere schlimme Krankheit eine Narbe im Gesicht davon. Außer dieser Schwester waren meinen Eltern noch fünf Söhne geboren: Julius, der spätere Pharmazeut; Alexander, Buchhalter in der Akzise zu Riga; Friedrich, Buchhalter in der Buchhandlung in Petersburg; August – zuletzt Besitzer der Musikalienhandlung Newsky Prospekt in Petersburg, - er war auch Kommissionär des Konservatoriums -, endlich Schreiber dieses Heinrich Eduard – Pastor. Sie sind alle gestorben meine Geschwister, nur ich bin noch vorhanden vom alten Stamme.

Mein Vater blieb nicht lange Witwer, er heiratete Charlotte Steinsberg, die Tochter eines Verwalters von Rosenhagen (14 Werst-Kilometer von Reval an der Doeptschen Strasse). Dieselbe hat in der Revaler Töchterschule ihre Bildung bekommen. Sie war eine liebe vortreffliche Mutter ihrer sechs Stiefkinder. Ihr Bruder war ein sehr beliebter Schauspieler in der Kotzebueschen Truppe und zog mit derselben nach Deutschland. Er heiratete eine Weimarer Schauspielerin. Die Tochter aus dieser Ehe, meine unvergesslich teure Kusine Sophie, war von großer Lebhaftigkeit und interessantem feinen Äußeren. Als Erzieherin im Hause Mjassojedow ist sie viel gereist; nach London, Paris usw. Sie litt an Krämpfen. Kein Allopath konnte ihr helfen. In London verschrieb ihr ein Homöopath drei Pillen. Danach wurde sie gesund!

¹ Die deutsche Fassung der Erinnerungen des Pastors Johansen entspricht dem Originaltext des Autors. Es wurden keine Veränderungen und Korrekturen nach der neuen Rechtschreibung unternommen.

Doch zurück zu meiner Kindheit. Ich erinnere mich eines kleinen Haines von Kirschbäumen auf dem Hofe und eines Baches mit Inseln, der am Gut vorbeifloss. August, der zwei Jahre älter war als ich, war mein unzertrennlicher Kamerad, aus einer Schmandbuette löffelten wir manchmal abwechselnd mit einem Löffel das in die Milch gebrockte Brot. Einen alten Ziegenbock müssen wir wohl sehr geneckt haben, denn er nahm einen Anlauf und rannte uns um. - Mein Vater muss mich sehr lieb gehabt haben, denn als ich einst auf der Hintertreppe des Herrenhauses eingeschlafen war und alle mich voller Angst suchten, da bekam ich für meinen süßen Schlaf vom Papa – Ruten! Hat mir nichts geschadet.

Von Takfer zogen wir nach Keskfer, mein Vater in derselben Eigenschaft als Verwalter oder auch Amtmann. Das Leben dort steht mir lebendig in Erinnerung. Einst liefen wir beide, August und ich, im Esszimmer um den runden Tisch. Dabei fiel ich und brach mir das Schlüsselbein. Mein Vater brachte mich nach Hapsal zum Arzt (Hunnius ?). August und ich schwärmten viel in der Gegend herum, z.B. nach Vogelsang, wo ein Steinbruch mit Brombeeren war. - Hinter einem großen Walde lag das Gut Lechtigall, das von Keskfer aus nicht zu sehen ist. Wie staunten wir eines Tages, als wir das große steinerne Schloss über dem Walde hinübertagen sahen. Es war eine Luftspiegelung, eine Art Fata Morgana. - Einst besuchte ich die befreundete Familie Lohngardt auf der Meierei Kurrafer. Auf dem Heimwege sprang ganz nah von mir ein Wolf über einen Zaun. Ich legte meinen Stock auf ihn an und schrie „Paff!“ Der Wolf muss satt gewesen sein, er lief weiter, es war Sommer. Als ich es zu Hause erzählte, lachte man mich aus: „Du hast einen Hund gesehen!“ Ein landsches Kind kennt sich doch aus. Da hörte man draußen schreien: „Urjach, urjach!“ So scheuchen die Esten die Wölfe fort. Aha, sagte ich, es war doch ein Wolf!

Ein anderes Erlebnis ist mir noch deutlicher im Gedächtnis geblieben. Mein Vater nahm mich einst mit auf einen Fischfang. Der Kassarienbach wird im Frühling mächtig breit, indem er die Wiesen überschwemmt. Das ist die Lucht. Auf der Lucht fahren wir in der Nacht auf einem Boot, an dessen Spitze eine Kienfackel brannte und das Wasser bis auf den grünen Rasen durchleuchtete. Einige Männer stachen mit einem Dreizack die ziemlich großen Fische, die in ganzen Schwärmen dahinzogen. Dieser seltene Anblick steht mir noch heute zum Greifen deutlich vor Augen.

Ich möchte doch noch erwähnen: bei der Trauung meines Vaters mit meiner Stiefmutter, meiner teuren zweiten Mutter, stellte ich, kleiner Knirps, mich zwischen das vor dem Altar stehende Paar. So wurde mir erzählt.

Der zweiten Ehe meines Vaters entsprossen zwei Töchter; die ältere, meine noch lebende Schwester Aline, heiratete den bayrischen Musiker Friedrich Geissler und unterhielt nach dessen Ableben eine Privatschule in Reval. Die zweite Tochter Therese folgte mir auf meine erste Pfarrstelle in Sibirien (Omsk) und heiratete dort den Lehrer am Kadettenkorps Nikolas Auger de Rancour. Sie starb nach der Geburt eines Söhnleins an der Schwindsucht. -

Doch ich habe vorgegriffen. Unser Familienleben auf dem Lande nahm ein plötzliches Ende. Mein Vater starb, wohl am Gehirnschlage. Ich erinnere mich nur des schaurigen Anblicks eines Totengesichtes, es war ganz schwarz. Der Beerdigung auf dem Gottesacker zu

Poenal, neben der ersten Gattin, erinnere ich mich ziemlich deutlich. Meine beiden Eltern ruhen unter einer Steinplatte. Das Grab befindet sich an der Kirchhofsmauer. Ich habe als Student das Grab und die Stätten unserer Kindheit mit Bruder August besucht.

Nach dem Tode des Vaters zog unsere Stiefmutter nach Reval, wo sie gute Freunde besaß, unter anderen namentlich die Familie von Rahr. Die älteren Kinder kamen bald aus dem Hause, Karoline heiratete später einen russischen Lehrer Bogoroditzky; August musste in das Lutherwaisenhaus abgegeben werden, kam nach Petersburg zu einem Lithografen und wurde später, wie schon gesagt, Besitzer einer Musikalienhandlung. Er heiratete eine Apothekerstochter aus Nowgorod, die ihm zwei Söhne gebar. Sie litt an der Auszehrung und starb; auch ihr Mann folgte ihr bald. Die Söhne August und Fritz kamen in Pension zu Schwester Aline Geissler in Reval. Nach der Mündigkeitserklärung wurde ihnen die Hinterlassenschaft ihres Vaters: je 15000 Rubel ausgezahlt. August ging daran zugrunde und starb, Fritz entzog sich der Militärpflicht durch die Flucht ins Ausland und ist verschollen.

Dieses alles geschah viel später. - Meine liebe Mutter hatte in Reval ein kärgliches Unterkommen als Calfaktrice der Töcherschule, in der sie ihre Bildung erhalten hatte. (Später wurde sie Leiterin der Elementarschule). Es war wohl eine enge kleine Wohnung, ein Zimmer und eine schmale Küche, in der die Mutter mit drei unmündigen Kindern eine vorläufige Wohnstätte fand. Eine Magd besorgte die Heizung der Öfen in der Schule, die Mutter hatte nach der Ordnung zu sehen. Das Zimmer, in dem wir wohnten, war ursprünglich der Eingang in das Kloster gewesen, das in diesem Gebäude existiert hatte. Das beweist eine Steintafel über dem Fenster in der Wand: hier ist nichts anderes denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels. Man überzeuge sich von der Tatsache, indem man durch einen Torweg auf den Hof der estnischen Kirche geht. Man wird die Platte über dem Fenster der Calfaktor-Wohnung erblicken.

In diesem engen Raum machte ich, unter der treuen Pflege meiner lieben Mutter, eine schwere Krankheit durch. Ich war mit dem Milchkerl im Winter nach Rosenhagen gefahren zu meiner Kusine Sophie Steinsberg und muss mich dabei erkältet haben. Ich merkte schon auf dem Gut eine Schwere des Kopfes und ein Unvermögen, das Kupfergeld das mir zum Summieren gegeben war zusammenzurechnen. Nach Hause zurückgekehrt schickte mich die Mutter mit einem Regenschirm zu Rahrs, wohin er gehörte. Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht. Die Krankheit brach aus. Dr. Glandorf behandelte mich, meine Mutter pflegte mich, ihren Liebling, mit der größten Aufopferung. Zwei Wochen lang war ich gänzlich taub und bin es auch auf dem linken Ohr mein ganzes Leben lang geblieben. Moschus war, mit Gottes Hilfe, das letzte Mittel, das mir Genesung gab. Ein viertel Jahr war vergangen, als ich das Bett verlassen durfte – es war draußen grün geworden. Ich war lange Zeit geschwächt und durfte mich in der Schule ja nicht anstrengen.

II. Lehrjahre.

Die erste Schule, die ich besuchte, war die Elementarschule des Lehrers Walker in der

Langstrasse, in der Nähe der großen Strandpforte. Seine beiden Söhne Theodor und Richard Walker sind mir auf dem Gymnasium und in Dorpat gute Freunde gewesen. Beide haben Theologie studiert und sind Pastoren geworden; und zwar Theodor zuerst in Bessarabien, dann in Livland, Richard in Kasan, als Nachfolger des finnischen Pastors Bundanen. Darauf kam ich in die Kreisschule in der Ruessstrasse, unter dem Inspektor Hippus, wo mich die Gesangstunden unter Hagen und die Zeichenstunden unter Mewes besonders interessierten. Denn zum Zeichnen hatte ich Talent und Lust. Mein Zeichentalent hatte Fräulein Maschinka Lorenzen, die Zeichenlehrerin der Töchterschule entdeckt. Ich hatte nämlich jeden freien Augenblick benutzt, um nach der Schule auf der Tafel in irgendeiner Klasse der Töchterschule mit Kreide allerhand Zeichnungen auszuführen. Sie unterrichtete mich unter anderem auch in der Schnellmalerei. - Um in die Quarta des Revalschen Gouvernementsgymnasiums zu kommen, musste ich Privatstunden im Lateinischen und Griechischen nehmen. Ein Schüler der höheren Klassen Spreckelsen (später Pastor in Wjatka) unterrichtete mich im Griechischen, Falk im Lateinischen. Falk war ein geistvoller Mensch, dichtete a la Heine. Er interessierte sich sehr mich. Einst forderte er mich auf, mit ihm eine Tasse Schokolade zu trinken in einer Konditorei in Langstrasse. Ich blöder dummer Junge hielt es für eine Sünde, in einer Konditorei zu sitzen, und entfloh - zum Erstaunen Falks aus dieser Höhle des Verderbens. - Falk hat noch als Student seinem Leben durch einen Schuss in den Kopf ein Ende gemacht. Mir ging diese für meine Begriffe unfassliche Tat sehr zu Herzen.

Das Revalsche Gymnasium, damals eine durch und durch deutsche Anstalt unter der Leitung des vortrefflichen Direktors Galnbeck, hat auf meinen inneren Menschen den tiefgehendsten bleibenden Eindruck gemacht. Die Lehrkräfte waren vorzüglich. In der Quarta lehrte Rosenfeld Geografie und Geschichte. Namentlich die Geographie ist mir durch ihn zu einem Lieblingsfach geworden. Latein und Deutsch lehrte Hausmann, Mathematik – Pansch, Russisch – Pitzbaum. Und vor allem Religion: Pastor diakonus an St. Olai Huhn. Ihm habe ich unendlich viel zu verdanken. Huhn war ein origineller Mensch, geistvoll und höchst anziehend, nichts weniger als sentimental. Er wurde von alten Jungfern und anderen angebetet, was ihn einmal zu dem Ausspruch veranlasste: solche widerwärtigen Geschöpfe sind wert angespieen zu werden.

Von der Tertia an trat mir der Oberlehrer Meier, Lehrer der lateinischen Sprache, näher. Er forderte mich auf ihn zu besuchen, was ich sehr gerne tat. Er gab mir gute Bücher, interessante neue Sachen zu lesen und förderte mich durch seinen persönlichen Einfluss noch mehr als durch seinen Unterricht. Er stammte aus Kiel und sprach mit dem Oberlehrer der Domschule Papst, seinem Landsmann zuweilen Platt. Mit der Lehrtätigkeit kam es zu einem plötzlichen Abbruch. Er war in die Livenschen Sachen verwickelt, man beschlagnahmte seine Korrespondenz, und eines Tages verbreitete sich das Gerücht: „Meier wird vom Gendarm nach Petersburg geführt“. Eilig sammelten seine Schüler Geld und brachten es ihm kurz vor seiner Abfahrt. Es war das Jahr nach der Revolution in Berlin (1848). - In dieselbe Zeit fiel die plötzliche Entlassung und Exilierung des Franzoesischen Lehrers Castre de Terjac, dem

wir das Geleit auf das Dampfschiff gaben. Bei der Abfahrt lüftete er den Hut und rief: „Vive la République“. Sein Nachfolger war M. David, der mich in der Kenntnis der französischen Sprache förderte. Wenn ich einmal seine Stunde schwänzte, so pflegte er die Gymnasiasten zu fragen: „Aben Sie Kesehn ti Joan-sen?“ - Kam man aber zu spät in die Klasse, so fragte er liebenswürdig: „Déja?“ - Der Zeichenunterricht interessierte mich und meine Zeichnungen interessierten andere, sodass man auf den Gedanken kam, ich solle mich für die Akademie der Künste vorbereiten. Es wurden einige von meinen Zeichnungen eingesandt; sie kamen aber glücklicherweise so zurück wie sie abgesandt waren, d.h. sie wurden nicht beachtet. In mir aber kam es bald zu dem Entschluss, Theologie zu studieren. Einen großen Eindruck hatte der Konfirmantenunterricht bei Pastor Huhn auf mich gemacht. Dazu kam eine Begebenheit in meinem Leben, von der ich nie geredet habe. Ich war in dem Alter, wo das Gähren des inneren Lebens die Seele bald in lichte Höhen, bald in dunkle Tiefen auf und ab führt. Dieses Wogen und Wallen, dieser fast schmerzhaft Zustand des Heranreifens zum Jüngling und Mann trat bei mir gerade ein, als ich durch Huhns Konfirmationsunterricht tief ergriffen war. Ich wollte und musste zur Klarheit kommen, ich suchte den Frieden, das Gleichgewicht in der Einigung mit Gott. Bei einer Abwesenheit der Meinigen von Reval, die etwa drei Tage dauerte, vertiefte ich mich in die heilige Schrift, geriet an Hand der Parallelstellen in einen solchen Paroxysmus des Suchens und Ringens, dass ich darüber Speise und Trank vergaß bis ich endlich matt am Boden lag (figürlich geredet). Die Meinen fanden mich in einem Zustand, der Besorgnis erregen musste. Es war ein Umschlag in mir eingetreten. Ich wurde aus den Höhen erregtester Enthückungen ziemlich unsanft in die Wirklichkeit zurückgeworfen und verfiel eine Zeit lang in das Extrem, in einen ziemlich krassen Materialismus. Das war die Konsequenz der psychologischen Entwicklung, die ich durchzumachen hatte. - Vor sittlicher Verirrung hat mich der Herrgott damals gnädig bewahrt. -

Das gesellige Leben. Vier bis fünf Familien, deren junge Glieder beiderlei Geschlechts befreundet waren, hielten zusammen, und es fanden abwechselnd bald in dem einen, bald in dem anderen Hause fröhliche Gesellschaften statt, wo es auch dann und wann zu einem Tänzchen kam. Bei von Bahrs wurden Tanzstunden gegeben, woran sich auch meine Schwestern beteiligten. Wurde sehr eifrig getanzt und verlangten die leichtsinnigen Mädchen nach einem Trunk kalten Wassers, so war ich oft der strenge Mentor, der ihnen denselben vorenthielt. Die Sommerferien verbrachte man meistens auf dem Lande, so z.B. bei dem Arendator Wiss in Paddas; ich persönlich war auch gerne bei meinem Vetter Bernhardt Johansen (Verwalter in Meks) oder bei Wilken, der eine Kusine von mir zur Frau hatte, in Wait; oder bei Georg Meier und dessen Mutter in Soesun bei Baltischport, zum Kirchspiel Matthias gehörig (Im Pastorat zu Matthias ist Tante Pauline Karlblom geboren, die Schwägerin unserer unvergesslichen Luise Karlblom, geb. Busch. Beide ruhen nun nebeneinander auf dem Gottesacker in Twer.) -

Meine besten Freunde während der Gymnasiastenzeit waren: Adolf und Leo Kupfer, Karl und Herrmann Weiss, Felix Huebner und die beiden Dietrichs (Söhne des Pastors Dietrich in Moskau), und andere. -

Von Paddas aus, wo wir bei Weissens zu Besuch waren, besuchten wir die Familie Weidendam in Tolsburg, ein Landhaus in einer lieblichen Gegend am Ausfluss eines Baches gelegen. Ein starker Magnet zog die jungen Leute dahin: das war die zwölfjährige Amalie Weidenbaum, in die sich so ziemlich alle verschossen hatten. Sie war brünett, sehr entwickelt, körperlich wie geistig, dichtete und war ein sehr interessantes Mädchen. Sie wurde später, als Leo Kupfer seine Studien beendet hatte, seine Gattin, und nach seinem frühen Tode die Frau eines Herrn Mueller in Moskau, wo ich sie 1864 auf einer Urlaubreise aus Sibirien besucht habe. - Sie war meine erste Flamme gewesen. -

Tolsburg ist ursprünglich eine Steinburg, ins Meer hineingebaut; vielleicht eine Zollburg.

-

So ging denn die erste Jugendperiode, die Schulzeit, im ganzen fröhlich und bei aller Knappheit der Mutter sorglos und zufrieden dahin. -

III. Meine Studienzeit.

Im Juli 1853 fuhr ich mit Felix Huebner im „Planwagen“ nach Dorpat und wurde vom Rektor Haffner immatrikuliert. Da, ich Griechisch und Hebräisch zu studieren hatte, trat ich fürs erste in die physik-mathematische Fakultät ein, trieb etwas politische Ökonomie und Cameralia, bis ich nach bestandenem Examen in die Theologische Fakultät eintreten konnte. Dadurch hat sich die Zeit meiner Dorpater Studienjahre bis 1858 ausgedehnt. Ich hatte aber in dieser Vorbereitungszeit die Nebenfächer erledigt, welche vom Studenten der Theologie verlangt werden: Geschichte, die Vorlesungen über neue lateinische Klassiker und die philosophischen Fächer, Geschichte der Philosophie, Logik, Psychologie und Metaphysik. Darauf kam das Studium der theologischen Disziplinen: Kirchengeschichte (Prof. Kurz), Alttestamentliche Exegese (Prof. Keil), Symbolik (Prof. Engelhardt), Enzyklopädie bei demselben, Dogmatik und Ethik (Prof. Alex. v. Oettingen), Neutestamentliche Exegese auch bei Oettingen und Christiani, (Offenbarung Johannis) Dogmengeschichte bei Oettingen u.s.w. Die Fächer der praktischen Theologie wurden von Christiani vorgetragen. Im Theologischen Seminar trieben wir exegetische und kirchengeschichtliche Übungen. Die Schlussexamina gingen mit Gottes Hilfe ganz gut vonstatten. Zum Examen arbeitete ich gemeinsam mit Huesemann, meinem Stubenflauschi, dem späteren Pastor zu Tiflis. (Dem Vater von Frau Pfarrer G. Beermann in Estland, früher Zarskoje Selo). Am meisten hat mich die Dogmatik und die Exegese der Apokalypse interessiert. Ich studierte nicht bloß, was in den Kollegien vorgetragen wurde, sondern beschäftigte mich am liebsten frei. Ich hospitierte dann und wann bei Prof. Kemptz (Physik) und bei Prof. Carl Schmidt (Chemie) (1820-1894). Sehr interessant waren die Magister und Doktorpromotionen. Die Gottesdienste in der Universitätskirche, damals noch im Bibliothekssaal, der sich in dem ausgebauten Altarraum befand, wurden regelmäßig besucht. Christiani wurde zuweilen von Prof. Engelhardt oder Oettingen abgelöst. Auch Bischof Walter hörte ich eines Sonntags in der Marienkirche, wo Prof. Willigerode so ausgezeichnet Lithurgie sang. Bischof Walters Thema seiner Predigt lautete: „Wie man das

Semitische der Bibel in das Indogermanische übersetzen soll“. Walter steckte, wie es hieß, voll Ketzereien, „wie ein altes Bett voller Wanzen“. Er war aber ein mächtiger Redner. Sein Vortrag glich einem schwer beladenen Wagen, der zuerst mit Ach und Krach über eine Knüppelbrücke hinfährt, dann jedoch wie ein gewaltiger Strom alles mit sich fortreißt. - Das einfache bürgerliche Publikum verstand nichts von der Predigt, fand sie aber sehr schön. Bischof Walter war der Livländische Generalsuperintendent; wenn er nach Petersburg kam, erregte er durch seine Predigt großes Aufsehen, sodass auch der Hof sich durch ihn angezogen fühlte. Seine Landtagspredigt, die stark politisch war, ist berühmt. - Unter den Promotionen ist mir noch besonders erinnerlich die von Prof. Ratlef. Sein Opponent war Schirren. Ratlef war Anhänger der Ritterschen Theorie von dem Einfluss der Bodenbeschaffenheit und Gestaltung des Landes auf die historische Entwicklung eines Volkes (so konnte z.B. Rom niemals an der Ostküste Italiens entstanden sein). Schirren dagegen war anderer Meinung: wo immer der freie Mensch steht – er wird unabhängig vom Boden weltbeherrschend auftreten. „Ich reiße Ihnen den Boden unter den Füßen weg!“ rief er mit seiner Löwenstimme dem armen erschrockenen Ratlef auf dem Katheder zu. Im Grunde hatte Ratlef recht. - Bei einer Doktorpromotion wunderte ich mich über das elegante und gewandte Latein des Oberpastors Schwarz, der zu den Opponenten gehörte. -

Was das Burschenleben betrifft, so konnte ich mich, meiner gar sehr beschränkten Mittel wegen, in der „Estonia“ (Landsmannschaft) nicht heimisch fühlen; es waren Elemente da, die mir nicht wohlwollten, und ich trat aus. Ich schloss mich der Verbindung des theologischen Abends, der früheren Arminia, an, deren christlich-burschenschaftliches Prinzip mir aus der Seele gesprochen war. Hier fand ich treue Freunde: Richard Vogel, Keller, Huesemann, Kerm, Fritz Busch und andere, mit denen ich auch manchmal Ausflüge unternahm, z.B. nach Heiligensee; auf dem See wurde das vielfache Echo bestaunt; dann kam ein Ritt auf Holzsaetteln, 14 Werst weit nach Westen, wo man von der Höhe aus eine meilenweite Fernsicht hatte: ein rechtes Rundschauafest. In der Höhe bestieg man dann den falschen Munamaegi. - (Im Jahre 1893 habe ich den Philistertag der Arminia in Riga und in Friedrichstadt bei Raeses Vogel mitgemacht, meinen lieben Bruder Alexander besucht und mit ihm und meiner Nichte Alma die livländische Schweiz bereist, wobei ich in der Gutmannsgrotte im Winkel unten rechts die Jahreszahl 1503 entdeckte, also die Jahreszahl der Schlacht bei Pleskau, wo Meister Wolter von Plettenberg mit 2000 Rittern die gewaltige Heerschar der Russen in die Flucht schlug. „Viel Volks, viel Volks“, rief er aus und drauf gings in geschlossener Reihe hindurch und zurück und bei nochmaligem Drauf lief die ganze Masse davon. Und so gewaltig war der Eindruck dieser Schlacht, dass 30.000 Russen, die bei Narwa nur darauf warteten, in Estland einzufallen, auch das Hasenpanier ergriffen.) - - - Die kleine historische Exkursion habe ich mir erlaubt, - nun wieder zur Sache.

Noch ein paar Episoden aus den Studienjahren, gleich im ersten Semester, wo ich mit Felix Huebner an der Petersburger Strasse (jenseits des Embach) wohnte, schlug ich bei dem russischen Kaufmann Lunin einen Puff an, der schließlich 10 Rubel betrug. Die Kameraden muteten mir zu, diese Summe schuldig zu bleiben, ich aber zahlte ihm so bald als möglich

diese Summe aus. Da sagte Lunin: „... Losgegangen (auf Rapiere) bin ich nur einmal; nachdem der Ernst des Studiums und innere Erfahrung mich gereift hatten, wurde ich gewissenfrei, d.h. ich hielt das Duell für eine Übertretung des göttlichen Gebotes.“ - Im letzten Studienjahr wohnte ich mit Huesemann zusammen, wir arbeiteten scharf, aber die Mittel zum Leben gingen uns aus. Essen musste der Mensch, zum Besuchemachen hatten wir keine Zeit – also was tun? Da fand ich zwischen Wand und Dach einen Haufen alter Stiefel mit Schächten (nach der alten Mode). Beim Bäcker hatten wir Puff, Thee und Zucker besaßen wir auch. Also, für ein Paar alte Stiefel gab uns der Wurstjunge ein Paar Würste, und uns war geholfen. Das dauerte einige Wochen, sodass ich sagen kann: wir haben uns eine Zeitlang von alten Stiefeln ernährt. - Ich hatte den Karzer nicht kennen gelernt und wollte doch sagen können: auch ich bin dort gewesen. Ich wohnte damals auf dem Techelferschen Berge im Hause Beise. Dort stieg ich über den Zaun aufs freie Feld und lief nach Novum, wo Theater gespielt wurde. Ich war absichtlich nicht in der damals streng geforderten Uniform. Sobald der Pedell meinen Mangel an Uniform sah, zitierte er mich natürlich zum Rektor. Auf drei Tage musste ich hinein. Ich habe diese Tage im Karzer scharf gearbeitet, die Loeffeline brachte mir die Kost. Die Wände des Karzers waren mit vielen Sinnsprüchen verziert; zum Fenster konnte man kaum gelangen, wenn man einen Stuhl auf dem Tische bestieg.

August 1858. Meine Landsleute von der Korporation begleiteten mich bis zum Tränenkrug (auf dem Wege nach Reval), „Tränenkrug“ genannt von den vielen Tropfen verschütteten Weines, Bieres und Punsches. So zog ich denn aus der Musenstadt am Embach mit reichen Erinnerungen in fröhlichem Jugendmut, ausgerüstet zum Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens; alles Schwere, die Geldknappheit zumal, mit jugendlicher Elastizität tragend. Das Studium hatte mir den Sinn für alles Hohe geöffnet und in der Theologie fand meine Seele den Ankergrund, da mein Lebensschifflein festen Halt gefunden.

IV. Die Kandidatenzeit.

Mit einem „Kullen“ (estnischer Bauer) fuhr ich die Strasse nach Reval entlang, immer langsam voran, die Pferde mussten unterwegs oft ausruhen. Des Nachts leuchtete ein riesiger Komet (1858), dessen Schweif über den ganzen Himmel reichte, der größte, den ich erlebt habe.

Bei meiner lieben Mutter angekommen, die nun Lehrerin an der Elementartöchterschule war, machte ich das Konsistorial-Examen: pro venia concionandi; und gleich darauf pro ministerio bei dem Generalsuperintendenten Rein, gemeinsam mit Anton Haller, Fr. Hoerschelmann und Holzpeter, dem späteren Pastor zu Astrachan. Darauf nahm ich, der Aufforderung cand. W. Kentmanns folgend, die Hauslehrerstelle bei Baron Ungern-Sternberg-Annia an. Gemeinsam mit Kentmann unterrichtete ich zwei Söhne des Hauses, wozu noch ein junger Gruenwald und noch ein vierter Schüler hinzukamen. Diesem Hause kann man leider kein Ehrendenkmal setzen; schmutziger Geiz herrschte, die Baronin Julie brachte es dadurch in Verruf. Vor uns war Martenson dort Hauslehrer gewesen. In seinem

Tagebuch fand sich die Klage, er habe vor Hunger in den Tisch beißen mögen. Die hoffnungslose Lage, in der sich der junge Mann damals befand (er war von der Universität wegen einiger Streiche relegiert und wollte sich nun mit ganzer Seele dem Hauslehrerberufe hingeben) wurde in diesem Hause exploitiert (ausgenutzt). Schließlich erkrankte er am Typhus und starb. Die Baronin hatte sich um den Kranken nicht gekümmert. Zwischen ihr einerseits, Kentmann und mir andererseits ging ein stiller ununterbrochener Kampf. Wir verlangten z.B. ein anständiges Frühstück. Als wir uns beim Baron beklagten, und um ein richtiges Gabelfrühstück baten, bekamen wir dasselbe winzige Stückchen Butter zum Schwarzbrot, ein Paar salziger Fischlein und einige angefaulte Äpfel, ganz wie frueher, und dazu – zwei Gabeln! Die Badestube konnten wir nicht benutzen, denn „Seife kostet Geld“. Als wir einmal von einem Besuche bei Kuehnes in Lechts einige Tauben für die Knaben mitbrachten, wurde dieses Geschenk von der Baronin mit saurer Miene aufgenommen, denn „diese gefräßigen Tiere verlangen zuviel Futter“. Die Tauben verschwanden denn auch bald auf Nimmerwiedersehen! Als Kentmann Abschied nehmen wollte und ich allein weiterarbeiten musste, da entschloss ich mich kurz und sagte beim Tee: „Herr Baron, ich muss Ihnen mitteilen, dass auch ich Ihr Haus verlassen werde“. Der Teelöffel zitterte in der Hand des Hausherrn: „Warum?“. „Ich habe meine Gründe dazu!“ - So fuhr ich denn nach Reval, und da sich mir in Zarskoje Selo eine Hauslehrerstelle auftat, so fuhr ich bald nach Weihnachten im Schlitten nach Petersburg zu meinem Bruder August, der sein Musikaliengeschäft gegenüber dem Gostinyj Dwor am Newsky Prospekt hatte. Aus der Hauslehrerstelle wurde nichts und so saß ich denn ohne Mittel in Petersburg und trat das praktische Probejahr bei Pastor Laaland an, der Pastor an der estnischen Johanniskirche war. Bei Laaland habe ich Estnisch gelernt, er korrigierte meine estnischen Predigten und erläuterte mir die Sprache grammatikalisch.

Im Sommer 1859 lernte ich meine Margot kennen. Fritz Busch, mein späterer Schwager, brachte mich zu seinen Eltern nach Pargolowo 3, wo sie den Sommer verbrachten. Meine Margot war damals 17 Jahre alt. Im Winter 1859 besuchte Pastor Meyer aus Omsk meinen Pastor Laaland und redete mir zu, sein Nachfolger in Sibirien zu werden. Ich sagte zu, denn ich musste ja für das Kronstipendium von 200 Rubel jährlich, das ich in Dorpat bezogen, drei Jahre im Sibirien oder vier Jahre in Russland amtieren.

Nachträglich noch eine Episode aus der Studentenzeit; als die englische Flotte 1853 bei Nargen vor Reval lag, nahm ich mit einigen anderen Studenten Urlaub vom Rektor, um unsere Angehörigen in der bedrängten Stadt zu schützen. So kamen wir zum Laaksberge bei Reval und sahen, wie ein englisches Kanonenboot die Strandbatterie beschoss. Die Batterie antwortete mit keinem Schuss, denn: die Offiziere hatten sich aus ihrer Ruhe nicht stören lassen, hatten eine Fahrt nach Schloss Fall unternommen und die Schlüssel zur Pulverkammer waren bei ihnen. Übrigens krachten die englischen Schüsse so, dass wir immer zwischen jedem Schuss das Pferd laufen ließen und mit genauer Not durchkamen. - Damals hatte ich vielen Spaß an einem Scherz, den Baron Ungern, ein Neffe meiner geizigen Prinzipale machte. Sie wurde nämlich in Reval erwartet, und er rief aus: Erzittere Britannia! Es kommt

die Tante aus Annia. -

Noch einige Erinnerungen aus der Studentenzeit fallen mir ein. - Als ich mit meinem Bruder August das Grab unserer Eltern besucht hatte, fuhren wir auch nach Hapsal, wo sich Kaiser Alexander II. nebst Gemahlin und Kindern gerade aufhielt. Er soll sich dort sehr wohl gefühlt haben, wie ein Schüler in den Ferien. Ich habe das Kaiserpaar ganz in der Nähe gesehen. Er kam vom Bade, trug ein Handtuch überm Arm. Die Kaiserin war mit ihm. Seine großen schönen Augen strahlten von Güte. Noch waren sie ungetrübt von den Schrecken späterer Attentate. Die Kaiserin erwiderte mit lebenswürdigem Lächeln meinen Gruß. -

Mit demselben Bruder August fuhr ich in Gesellschaft von Sophie Steinsberg und von Olga, geb. Meyer, meines Bruders Alexander erster Frau, auf dem Dampfer „Storfürsten“ nach Helsingfors. Der Wind war uns entgegen, das Schiff schwankte von vorn nach hinten, die Gesellschaft opferte dem Neptun. Ich saß kreuzfidel am Bugspriet, ließ mich von Wellenschaum bespritzen und zeichnete Karikaturen, wozu Anlass genug geboten wurde. Im Hotel „Kleinehs“ in Helsingfors wurde dann mit großem Appetit gespeist und am Abend in Brunsparken getanzt. Als wir nach Hause wollten, regnete es, ich nahm eine Equipage für meine Damen, als der Polizeimeister hinzutrat und sie für sich beanspruchte. Da kriegte er von mir eine nicht schmeichelhafte Bemerkung zu hören, wodurch er sich veranlasst sah, von der Equipage abzusehen. Er hatte gemerkt, ich sei „Doerptscher Student“. -

1859. Mein Probejahr bei Pastor Laaland war zu Ende, ich fuhr nach Reval zu meiner lieben sterbenden Mutter, die „nicht sterben konnte, ehe sie mich gesehen“. Ich habe die letzten paar Tage ihres Lebens an ihrem Bette zugebracht. Dieser meiner Stiefmutter verdanke ich viel; denn sie hat mich geliebt wie eine leibliche Mutter. Liebe erfahren zu haben, bildet einen Schatz fürs Leben. - Ich begrub sie auf Ziegelskoggel. -

Mit meiner Schwester Therese verließ ich Reval (wo meine Schwester Alice Geissler mit ihren Kindern Ellinor, Arved und Charles zurückblieb. Ellinor folgte ihrem Vater dem so freundlichem, herzlichen Friedrich Geissler, einem Musiker aus Bayers (katholisch) nach in den Tod. - Charley starb als Verwalter eines Gutes in Estland an einer sehr schweren Krankheit, - um den Nabel bildete sich ein Eiterherd, der das Eingeweide zerstörte, - Arved, der Jura studiert hat, ist wegen der Russifizierung und krankheitshalber ohne Stellung geblieben, wurde Akzisebeamter und lebt bis jetzt bei seiner Mutter.)

V. Mein Amtsleben.

In Moskau angekommen, bezog ich ein chambre garnie und machte meinen Besuch beim Generalsuperintendenten R. Dickhoff. „Wo sind Ihre Sachen?“ war die erste Frage dieses lebenswürdigen Oberhirten. „Bringen Sie Ihren Koffer sofort hierher!“ Einer seiner Söhne musste mit mir und wir holten den Koffer ab. Das Pastorat der Petri-Pauli Kirche hieß damals das orientalische Pastoren-Gasthaus. - Am 18. Sept. 1860 wurde ich ordiniert. Ich hatte über den Jüngling zu Nain gepredigt. - In Moskau versorgte ich mich mit allem Nötigen, auch mit einem „Schuppenpelz“ (junges Bärenfell. Ein Herr riet mir dazu nach dem Gottesdienst. In

Sibirien, sagte er, gebe es wohl Felle genug, aber keine Gerbereien.

So zog ich denn mit kühnem Wagemute und Gottvertrauen dem Osten zu. Zuerst mit dem Omnibus nach Jaroslawl, von dort mit dem „Samolet“ – der Kapitän Pelsneck wurde später in Twer mein Gemeindemitglied – bis zur Kama. Von Jelabuga fuhren wir dann dem Ural zu über Birsk. In einem Tscheremissendorfe wechselten wir die Pferde. Die Bewohner waren Heiden. Ich fragte ein schönes, wie eine Tanne schlankes Weib im roten Sarafan mit Ketten von Münzen über Brust und Rücken behangen: Wie nennt ihr Gott? Sie antwortete Juma. Es fehlte an dem Worte also nur das „I“, um das estländische Jumal, und die Silbe la, um das finische Jumala zu bilden. Auch die Zahlen sind wie bei den Ostjaken im Nordsibirien dem Estnischen sehr ähnlich und bei näherer Kenntnis der Ost-Finnischen Völker wird sich die sprachliche Zusammengehörigkeit aller dieser Völkerschaften herausstellen. Auffallend ist der geringe Einfluss der Russen auf diese Völker in sprachlicher Beziehung und im Bezug auf die Lebensweise, während die Tartaren einen bedeutenden Einfluss auf sie ausgeübt haben. Nur im Gouvernement Samara, westlich vom Ural, fand ich bei den Mordwinen russischen Einfluss. - Wir kamen nach Slatoust, wo wir bei dem Pastor einkehrten. Südlich von der Stadt, in einer Entfernung von 50 Werst, erhebt sich der dreigezackte Taganai 1200 m hoch. Dem ungeübten Auge erscheint die Entfernung etwa 5 Werst. Von Slatoust, wo kein Gold mehr gefunden wird und damals nur eine Eisengießerei tätig war, fuhren wir über Miass, wo noch Gold gefunden wurde, weiter. Man erzählte mir: bei dem Besuch des Thronfolgers, des späteren Kaisers Alexander II., habe man eignen Goldklumpen vergraben und den Thronfolger veranlasst, ein paar Spatenstiche zu tun, wobei das Gold zutage trat. Diesen Trick führte man aus, um die Regierung zur Fortsetzung des Bergbaues und Bewilligung weiterer Mittel zu veranlassen; dabei wurde die Ausbeute an Gold immer geringer. - Wir fuhren über Schadrinsk weiter, in Sibirien zahlte man für drei Pferde drei Kopeken. Der Stationschef, der wohl die Reisenden schon oft übervorteilt hatte, wollte auch mich betrügen und verlangte die im europäischen Russland übliche Taxe. Ein energischer „Durak!“-Narr – ließ ihn ganz untertänig „zu Befehl!“ sagen, und ich fuhr für drei Kop(ejken). weiter über Jalutorowsk nach Omsk. Im Oktober schon fällt in Sibirien Schnee. Auf dem Wege war er weggefahren (durch die Räder), während zu beiden Seiten das Land unter weißer Decke lag. Der schwarze Staub der Landstrasse – schwarze Erde – machte uns Schornsteinfegern gleich, sodass wir uns vor der Station vor Omsk einer gründlichen Reinigung unterziehen mußten. In Omsk bezogen wir die recht bequeme Pastoratswohnung, die aus Vorzimmer, Saal, Kabinett, Salon, Speisezimmer und Schlafzimmer bestand. Der Kirchenvorstandsvorsitzende Kap. Musselius händigte mir eine Liste sämtlicher Gemeindemitglieder aus, - der Generalgouverneur Hasford gehörte auch dazu, - die ich alle besuchen musste, auch die einfachen Verschiedten, was ich auch gerne tat, um meine Gemeinde kennenzulernen. Sie bestand in Omsk fast nur aus Deutschen. Nachdem ich alle kennengelernt hatte, auch vom Generalgouverneur zum Mittagessen eingeladen war, machte ich mich im November 1860 bei 35 Grad Kälte auf, um die Kolonie Ryschkowo zu besuchen. Sie liegt 200 Werst westlich von Omsk, 18 Werst von der Station Orlowo an dem sogenannten Sibirischen Trakt, der großen Strasse, die schon vor

der Eisenbahn durch ganz Sibirien führte. Der hohe Kältegrad ist dort nicht sehr empfindlich, weil die Luft vollständig unbeweglich ist; man muss aber doppelt und dreifach warm gekleidet sein. Bei dem geringsten Winde aber wäre es entsetzlich und kaum auszuhalten. So kam ich glücklich in Ryschkowo an, wo ich mich angemeldet und der Wolostj (Bezirksverwaltung) den Auftrag gegeben hatte, die Lutheraner aus allen russischen Dörfern aufzufordern, sich an einem bestimmten Sonntage in Ryschkowo zu versammeln. Das war denn auch geschehen: die Verwaltung hatte einfacherweise den B e f e h l gegeben zu erscheinen. Es war ein unvergesslicher Gottesdienst, dieser erste in Ryschkowo! Die Kirche (1818 erbaut) bestand aus mächtigen Balken aus sibirischen Birken, die so hart werden, dass man sie mit dem Beil nur schwer bearbeiten kann. Die Härte des Holzes ist bedingt durch die dünnen Jahresringe, die in dem kurzen sibirischen Sommer sich bilden. Die Kirche war ungeheizt, da, wie man mir erklärte, der alte Ofen starken Dunst hervorgerufen hätte. So stand ich denn vor dem Altar dieser Kirche „Johannes, des Täufers“, über dem Altar meinen Schuppenpelz tragend, mit warmen Handschuhen an den Händen den Kelch haltend. Und die ganze zahlreich versammelte Gemeinde stampfte vor Kälte mit den Füßen! Das war ein eisiger Anfang meiner Wirksamkeit in der Kolonie. Ryschkowo war von finnischen Bauern gegründet, die im Jahre 1803 von der Filiale Kohankina bei Narwa wegen eines Aufstandes gegen ihren harten Gutsbesitzer Baron Ungern-Sternberg verschickt worden waren. Ich habe mit einem 90 jährigen Finnen über diese Ereignisse gesprochen und mir alles erzählen lassen. Es lebten zu meiner Zeit die Nachkommen der Empörer; ein Kennog-Daniel, also Daniel, Sohn des „Koenigs“, Major Thoms, der Sohn des „Majors“ Thoms, woraus zu ersehen ist, dass der Aufstand militärisch geordnet gewesen ist. Bis 1840 blieben die Bewohner Ryschkowos ausschließlich Finnen; sie haben zwei Filialkolonien angelegt: Bojarko und Pudenen. 1840 begann auf Anordnung der Regierung die Ansiedlung von Esten, Letten und Finnen. Es waren Leute, die die Zwangsarbeit am Saima-Kanal für zu schwer fanden und die Regierung um Verschickung nach Sibirien baten. Unter all diesen verschiedenen Völkerschaften gab es sehr schlimme Elemente, und Ryschkowo hatte keinen guten Ruf. Der erste Pastor dieser Gemeinde war Walker², ein origineller Mann, Freimaurer, hatte eine Polnisch-katholische Frau. Er baute sich in Ryschkowo ein Pastorat, führte der Frau zu liebe Formen des katholischen Gottesdienstes in der Kirche ein, ließ die Kirchenältesten das Weihrauchfass schwingen, stellte auf dem Altar ein aus Seide genähtes Bild der Maria mit dem Kinde auf, ließ Kirchenfahnen zu Prozessionen wehen usw. Alle diese Utensilien fanden sich in der kleinen Sakristei vor, als ich 1860 Ryschkowo besuchte. Walker ist auf dem Gottesacker in R. begraben. Sein Nachfolger im Amt wurde 1840 Pastor Pundani³, der etwa

² Nach E. Amburger: Robert Johann Walther (1777–1838), stud. Theol. in Jena. 1816–1818 Konrektor der St. Michaelisschule in Moskau, 1817 ord. ebd., 1819–1838 – Pastor der Deportiertenkolonie Ryschkowo – (Erik Amburger). Die Pastoren der evangelischen Kirchen Russlands vom Ende des 16. Jahrhunderts bis 1937. Ein biographisches Lexikon. Martin-Luther-Verlag, 1998, ISBN: 978-3875131109, S. 507, Nr. 1194.

³ Nach E. Amburger: Peter August Pundani (1810–1885), 1828–1835 stud. Theol. in Dorpat, 1840–

1855 nach Kasan ging, wo ich ihn besucht habe. Ihm folgte im Amte Pastor Fr. Meyer⁴, der es nicht lange aushielt. Die Verschickten verleideten ihm das Leben. Er besuchte Petersburg, als ich dort war und bei Pastor Laaland mein Probejahr abhielt. Er redete mir zu, sein Nachfolger in Sibirien zu werden und empfahl mich deshalb dem moskowitzischen Konsistorium, dem ich zugeteilt war. Als ich nach Ryschkowo kam, war es ein richtiges Diebesnest. Da geriet ich also hinein und wurde gezwungen von den Leuten, das Richteramt zu übernehmen. Es half nichts, dass ich mich gegen diese Zumutung wehrte, indem ich sprach: wer hat mich zum Richter über euch gesetzt. Ich wurde von den Leuten bestürmt. Sie kamen zu mir mit der Klage: Hier ist der Branntwein Richter. Wer dem „Ältesten“ einen Eimer Branntwein bringt, bekommt recht, wenn seine Schuld auch sonnenklar bewiesen ist. Die Bezirksverwaltung war 80 Werst entfernt, und die gewöhnlichen sog. Bagatellsachen wurden von der Versammlung der Starschini (Älteste!) entschieden. Der Branntwein war tatsächlich Richter. So entschloss ich mich denn, dem schreiendsten Unrecht zu wehren, indem ich die streitenden Parteien in Gegenwart der Ältesten, vor mir erscheinen ließ, sie verhörte und den Sachverhalt klarlegte. Dann wurde der Schuldige dem Gericht der Ältesten übergeben. So herrschte denn, solange ich in der Kolonie war, die größte Ordnung. Fuhr ich aber fort, so war der Teufel wieder los. - Ein Beisitzer, der Gehilfe des „Isprawnik“, fragte mich mal: wie es komme, dass bei meiner Anwesenheit alles ruhig sei und die Gerichte nichts zu tun hätten. Ich fragte ihn, ob er damit zufrieden sei. O, gewiss! lautete die Antwort. Nun, dann ist alles in Ordnung, erwiderte ich.

Das Land, das der Kolonie gehörte, war ein flaches, niedriges, sumpfiges Land, die Ackerfläche ausgesogen und durch den jährlichen Zustrom von circa 100 bis 200 Seelen trat Mangel an Land ein. Dazu kam die Viehseuche. Die Leute wollten gern umsiedeln. Daher wandte ich mich an den Generalgouverneur mit der Bitte, den Übersiedelnden Kronsland anweisen zu wollen. Das geschah. - Mit 15 der besten, tüchtigsten, vor allem finnischen Bauern, fuhr ich in Begleitung des Isprawnik den Ohmfluss, der bei Omsk in den Irtysch mündet, hinauf. 120 Werst von Omsk entfernt lag das für die Kolonisation günstige Land, welches in meinem Beisein vom Landmesser abgemessen wurde: 25000 Dessjatin groß, Steppenland (Schwarzerde) mit Waldgruppen (Birken und Espen), in der Mitte von einem 8000 Dessjatin großen Sumpfgebiet eingenommen. Dieser Sumpf Schadrino war nicht zu verachten. In trockenen, regenarmen Jahren bildete der Sumpf einen ungeheuren Heuschlag, in regenreichen Sommern aber wuchs das beste Heu überall in der Steppe. Hier am Ohmfluss, auf einer Strecke von 9-10 Werst, legte ich vier Dörfer an, ein lettisches, ein estnisches, eines für die finnischen Bauern und das vierte für die finnischen Verschickten. Offiziell wurden diese Dörfer Reval, Riga, Narva und Hellingfors genannt. - Das Pastoratsland wählte ich bei der großen Biegung, einem Knie des Om, neben dem lettischen Dorfe. Ich kaufte von Russen zwei Zimmer, die ich aufstellte und mit einem Zwischenraum verband. Das kleinere

1847 – Pastor der Deportiertenkolonie Ryschkowo, 1848–1880 – Pastor und Divisionsprediger in Kasan – s. ebenda, S. 438, Nr. 877.

⁴ Nach E. Amburger: Friedrich Wilhelm Meyer (1827–1909) amtierte in Ryschkowo nur 1852–1859 – s. ebenda, S. 415, Nr. 767.

bewohnte ich; es wurde tapeziert, möbliert und mit Bildern geschmückt. Ein Birkenwäldchen wurde zum Park gemacht, mit Wegen, Lauben und Rasenbänkchen versehen. Zuerst bediente mich eine alte Lettin, darauf engagierte ich einen Söder als Knecht und seine Amanda Winter als Köchin.

Der erste Sommer 1864, das Jahr, da die Übersiedlung der Kolonisten in die Omkolonien begann, war ein sehr fruchtbares. Ein Lette, der kurz vor Pfingsten übersiedelte, fragte mich um Rat, ob er noch sein Korn aussäen könne. Ich antwortete: nur zu! Dies Jahr wächst und reift alles. Und so geschah es. Ein Finnländer zeigte mir im August eine Rübe, die in seinem Küchengarten gewachsen war. Sie hatte die Größe eines Kindeskopfes. Es tat mir leid, sie nicht auf eine Gartenbauausstellung schicken zu können. Auch ich erntete überreichlich. Von 13 Pud Kartoffeln erntete ich 300 Pud und die Schweine hatten noch reichliche Nachernte auf den Feldern. Für mein Pferd und meine Kühe machten die Leute Heu und wurden dafür am Abend mit Essen und Trinken regaliert.

Zu Johanni hatte ich Besuch aus Omsk. Herren und Damen einer Stadtgemeinde. Der kleine Park wurde mit 200 Lampen verziert, über dem Eingang zum Park war ein Transparent angebracht mit der Aufschrift: „Vivat die Gäste!“ In der kleinen Laube hatten die Gäste Platz genommen und leerten eine Bowle; Raketen und bengalisches Feuer wurden abgebrannt. Die Letten setzten mich auf einen Lehnstuhl, bekränzten mich und sangen „Lehgox Jahni! Lehgo Jahni!“ - In der großen Laube war die estnische, lettische und finnische Gemeinde versammelt und tanzte zu der gut gespielten Violine. Die Leute haben sich auch ohne Schnaps und Bier herrlich amüsiert und eine alte Estin sagte: da ich das gesehen und erlebt, will ich gerne sterben! -

Nachdem ich durch die Gründung der Omkolonie meinem Schaffensdrange einigermaßen Genüge geleistet, nahm ich von dem Konsistorium Urlaub zu einer Reise in die Heimat, besuchte meinen Schwiegervater in Petersburg, sah auch Margot, die sich über ihre Gefühle zu mir klar geworden war (ich erfuhr das später), fuhr per Dampfer nach Reval zu meiner lieben Schwester Aline, die ihre Tochter Ellinor durch dem Tod verloren hatte, machte die von dem Gen. Superint. [Wilhelm Carblom](#) einberufene Konferenz der Pastoren des Konistorialbezirkes mit (die erste Synode in Moskau fand 1907 statt) und kehrte nach Omsk zurück.

Ich hatte in Reval Pastor Huhn und einige adlige Damen für meine Kolonie interessiert, sie bildeten einen Hilfsverein und sandten mir im Laufe von 4 Jahren etwa 400 Rubel, welche zum Ankauf von Pferden und Kühen dienten. Dies war notwendig; denn die Leute hatten durch die Klauenseuche (sibirsskaja Jaswa) ihren Viehbestand verloren. Die russischen Bauern gaben gerne auf eine schriftliche Anfrage meinerseits den Leuten Pferde und Kühe. Wenn ich dann nach Empfang einer Geldsendung in die Kolonie fuhr und zum Zeichen meiner Ankunft auf meinem Hofe meine schwarz-rot-goldene Fahne hisste, die bis ins Nachbardorf hinüberleuchtete, so kamen die Russen mit den von mir ausgestellten Zetteln, (ich kavierte (haftete) für die Bezahlung eines Pferdes oder einer Kuh) und erhielten ihr Geld.

Ich erfuhr durch einen Brief meines Schwiegervaters in St. Petersburg, dass seine Tochter

Margot sich über ihre Zuneigung zu mir klar geworden war, weshalb er mich zum Kommen aufforderte. Die Entscheidungsstunde war gekommen. Auf dem Berge bei Bajan-Aul in der Kirgisensteppe las ich den Brief und machte mich, nachdem ich Urlaub erhalten hatte, im September 1865 nach Moskau auf, wo ich drei Tage verblieb, um meinen äußerer Menschen mit neuer Kleidung zu versehen. Am 5. Oktober fand die Verlobung statt, am 20. November wurden wir in der Annenkirche von Pastor Seeberg getraut. - Ein Zwischenfall ereignete sich vor der Trauung. Der Pastor Seeberg war da, und ich saß im Talar in der Nähe des Altars; nur die Braut fehlte, sie kam und kam nicht. Endlich wurde ein Brautjunker, der Offizier Arthur Carlblom, geschickt nachzusehen, was der Grund des Ausbleibens der Braut sei. Da fand es sich, dass die Equipage, welche die Braut abholen sollte, ganz gemütlich vor der Kirchentuer hielt. Der Kutscher hatte die Weisung, nach der Braut zu fahren, nicht verstanden. Die Brautjunker mussten aber doch etwas schläfrig (!) gewesen sein! Ich war durch das halbstündige Warten durchaus nicht in Aufregung geraten. Ich war meiner Margot sicher.

Ende November machten wir uns auf, weilten einen Tag bei Carlbloms in Moskau, besuchten Pastor Lockenberg (den Sohn des alten Sostus in Dorpat), in Nishni Nowgorod, den Pastor Pudani in Kasan, wo wir in einem ungeheizten Zimmer untergebracht wurden. Margot erkrankte wohl infolgedessen und der Doktor Frese bewirkte ihre Überführung in ein warmes Zimmer. Sie erholte sich bald und wir verließen das ungastliche Haus mit Freuden. In einem Wosok (geschlossener Schlitten) fuhren wir bis Jekaterinburg; die Schlittenbahn war durch die Tausende von Fuhren, die Waren nach Irbit zum Jahrmarkt brachten, auf eine ganz unglaubliche Weise zugerichtet. Buchstäblich bestand der Weg aus Berg und Tal, sodass der Wosok hin und hergeworfen wurde und wir Insassen mit unseren Sachen sehr munter durcheinandergeworfen wurden. Nach dieser starken passiven Motion erholten wir uns auf den Stationen der Bahn und in Jekaterinburg, wo ich den Pastor loci anpumpen musste, mir das Reisegeld ausgegangen war. Ich hatte glücklicherweise ca. 300 Rubel Kronsgage in Omsk zu heben, wodurch ich meine Reiseschulden tilgen konnte. Unterwegs fuhren wir auch in Ryschkowo vorbei. Die kleine Stube im Notpastorate wird von den Gemeindegliedern so stark angefüllt, dass Margot draußen bei dem Wosok bleiben musste. In Omsk angekommen, fanden wir im Pastorat einen Kuchen vom Kirchenrat Rosenplanter vor, sowie eine Batterie Kirschennaliwka (Likör). Die Kirschen hatte ich in Bajan-Aul auf dem Gipfel des Granithügels gepflückt. Die Bergkirschen sind besonders aromatisch. Ich hatte sie in einem Fässchen mit Branntwein nach Omsk gebracht, und Rosenplanter präparierte daraus die feinste Naliwka, an der sich auch Margot delectierte bis sie dieser Limonade durch Mischung mit Wasser überdrüssig wurde.

Bis Ende 1864 hatte ich als Tobolskischer Gouvernementsprediger tatsächlich nur zwei Kreise des Gouvernements, Omsk und Tara zu bedienen. Nunmehr aber, nach Abgang des ersten Divisionspredigers von West-Sibirien, der in Tobolsk seinen Wohnsitz hatte, wurde ich zum vikarierenden ersten Divisionsprediger ernannt und hatte somit das ganze Gouvernement mit der sibirischen Kirgisensteppe zu bedienen. Ich hatte nun seit 1865 viertausend Werst jährlich zu machen und lernte so das Land kennen, das namentlich im

Süden, in der Kirgisiensteppe, manch prachtvolle Landschaftsbilder bot, z.B. Bajan-Aul, Karkaralinsk mit seinem See auf der Spitze des Berges und das reizende, an Schwarzwald erinnernde Koktschetaw – viertausend Fuß hoch, ein Bergrücken aus Kalkstein und Granit von 14 Werst Länge, der von einem Kranze fischreicher, kristallklarer Seen umgeben ist. 1866 machte ich die große Rundreise in Begleitung meiner Margot. 1867 ebenfalls, nur dass unser erstgeborener Herrmann mit war. Interessant war der Aufenthalt in Bajan-Aul mit der Familie Tetelewnikow. Frau T. war eine Deutsche, geb. von Taube. Wir wohnten in Jurten und wurden eines Tages von dem Kosakenoffizier auf echt kirgisische Weise bewirtet: vier verschiedene Gerichte aus Hammelfleisch, das letzte: ein Streifen fetten Bruststückes auf Kohlen geröstet. - Auf der weiteren Fahrt nach Tobolsk, wo wir bei Dr. Fuehner, dem Badenser, abstiegen, dessen Frau, eine geb. Saeftigen, eine Freundin Margots war. Das waren sehr liebe Leute und treue Freunde! Namentlich auch die Schwester Betty Saeftigen. - Ich ließ Margot in Tobolsk und machte die Reise allein. In Abatskoe, einer Station des Sibirischen Trakts, wo der Weg aus Tobolsk mit dem aus Tjymen sich vereint, stand ich auf der Treppe und schaute auf den Weg nach Tobolsk in Gedanken an Margot. Da kam ein Tarantas gefahren, und wer saß drin? Margot! Das gab ein freudiges Wiedersehen!

In der finnischen Kolonie am Om hatte ein Verschickter die Konzession zur Eröffnung einer Kneipe erhalten. Da ging das Saufen los! Als ich nach Omsk von der Rundreise zurückgekehrt war, erhielt ich einen Brief von dem finnischen Bauern Matthis Swanow, einem anständigen Manne, mit dem Inhalt: „Der böse Geist hat über den guten heiligen Geist einen Sieg errungen; die Leute versaufen ihr letztes Hemd! Kommen Sie schnell und treiben Sie den Teufel aus.“ Da fuhr ich sofort hin, nahm die besten Leute mit mir, versiegelte das Branntweinfass, nahm dem Wirt die Konzessionsbeglaubigung ab und sandte dasselbe an die Akcisenverwaltung mit der Erklärung: ich dulde unter keinen Umständen die Eröffnung eines Kabaks in meiner Kolonie. Die ganze Stadt sprach davon. Man sagte mir, ich werde wohl 200 Rubel Strafe zahlen müssen. Ich sagte: nicht 20 Kopeken! - Und so kam es auch. Der Chef der Akciseverwaltung, Herr de Lagarde, ein Finnländer, schrieb mir, ich habe eine Übertretung der Machtbefugnisse begangen. Das wusste ich selbst. Übrigens wurde ich später Freund seines Hauses. Die Geschichte wurde auch in den „Moskowskije Wjedomosti“ mitgeteilt, und Katkow schrieb dazu: „möchten nur alle Geistlichen so verfahren.“ - (Diese Geschichte trug sich übrigens schon 1864 zu)

Ein paar Episoden aus meinem Leben in Sibirien: einst fuhr ich im Winter durchs Land, besuchte in einem Dorfe eine vereinsamte Deutsche, die bei mir kommunizierte und wurde von ihr gewarnt, nur ja nicht unterwegs einzuschlafen, denn der Kerl, der mich fahren sollte, stehe im Verdacht zu ermorden. Ich hatte eine ungeladene Pistole bei mir, die auf dem Fensterbrette des Stationshauses lag. Als der Fuhrmann ins Zimmer trat, um zu melden, die Pferde seien angespannt, sagte er: „Vergessen Sie die Pistole nicht!“ Ich sagte ihm, das sei selbstverständlich. Als ich nun so still im Schlitten lag und den Kerl beobachtete, wandte er ganz langsam den Kopf nach mir um – und fuhr zurück, als er mir grade in die Augen sah. Er hatte blutunterlaufene Augen und schien wohl eines Mordes wehrloser Reisender fähig zu

sein.

Interessant waren meine Reisen durch die Kirgisiensteppe. In Bajan-Aul hatte ich eine Kirgisin, die mir Kumys brachte, gezeichnet und einen pockennarbigen Knaben Abschalon vor der Jurte auf dem Hofe; in der Stadt Akmolinsk auf der Strasse einen pockennarbigen Bucharen. Ein Kosak, der hinzutrat, und das Bild betrachtete, sagte: diese Fratze ist reiner als die seine. Mein Schwager Nikolaus Auger de Rancourt, Lehrer an der Kadettenschule in Omsk, besuchte mich in der neuen Kolonie am Om und fuhr mit mir auf einer Karafaschka, vor der mein Grauschimmel Hans gespannt war, durch die Kolonie. In der Estenkolonie Reval, hatte ein Este den bisher gebrauchten Weg mit Stangen versperrt, weil der Weg über einen Winkel seines Hofes führte. Auf der Durchfahrt stand der Weg noch offen, aber als wir denselben Weg zurück wollten, fanden wir ihn versperrt. Das war nun eine Frechheit, die ich nicht dulden konnte. Der Este stand auf seiner Barrikade, die er gegen seinen Pastor gerichtet hatte, mit einer langen Stange in der Rechten. Wie der Blitz war ich auf ihn losgesprungen und schlug ihm die Stange aus der Hand mit dem Befehl, die Barrikade zu räumen. Das geschah denn auch augenblicklich. Mein Schwager meinte: „Wenn er nun zugeschlagen hätte?“ Ich aber sagte: „Vor dem moralisch-psychischen Übergewicht beugt sich der einfache Mann.“ Ich durfte den Leuten gegenüber keine Schwäche zeigen. Sonst wäre ich verloren gewesen oder vielmehr meine Wirksamkeit wäre unmöglich gewesen. -

Sieben und einhalb Jahre habe ich in West-Sibirien gelebt und diese Gemeinde deutscher, estnischer, lettischer und finnischer Zunge in ihren Sprachen bedienen können. Obwohl die Landgemeinden, die hauptsächlich aus Verschickten bestanden, ihre Bedienung so schwer machten, dass ein moralischer Ekel in mir oft überhand nahm, so ist mir doch diese meine erste Gemeinde lieb geworden, wie die geliebte erste Frau! Und auch ich bin der Gemeinde in Sibirien wert gewesen, denn sie haben meiner noch lange in Liebe gedacht. Leider ist der böse Geist aus den Nachkommen nicht ausgefahren, wie sich das in der Beschreibung der Visitationsreise des Generalsuperintendenten Fehrmann im Sonntagsblatt zeigt. -

Im Mai 1868 verließ ich mit Frau und Kind Sibirien. In Tjumen rasteten wir, wo ich bei einem Engländer Norman zu taufen hatte. Dieser Mr. Norman ist mir 120 Rubel, die er in Raten von mir geliehen hatte, schuldig geblieben. Nun, dieser Verlust ist zu den Übrigen in den Schornstein geschrieben.

III. Samara.

Am 1. Juli 1868 kam ich nach Samara. Meine liebe Margot fuhr mit dem kleinen Herrmann nach Strelna zu den Eltern, von wo ich sie nach ein paar Wochen abholte. Sie hatte sich nach dem Wechselfieber erholt, das sie unterwegs befallen hatte.

Die Gemeinde zu Samara und die deutschen und estnischen Kolonien des Samaraschen Kreises, deren erster ständiger Pastor ich war, hat nach der demoralisierten sibirischen Gemeinde (sie bestand ja zum größten Teile aus Verschickten; der Sibirier sagt: der Verschickte ist schlimmer als das Vieh!) einen sehr guten Eindruck hinterlassen und ich habe

sie lieb gewonnen in den drei Jahren meiner Arbeit an derselben. Die hübsche Kirche mit Glockenturm an der Hauptstrasse der Stadt gelegen (Dwrorjanskaja), leider noch ohne Pastorat (ich wohnte zur Miete), und namentlich der anständige Kirchenrat und vor allem der Präsident desselben, Herr Oerstroem, Direktor der Stadtbank, der in Dorpat studiert hatte, ebenso Dr. Weke und beider Herren Familien traten in ein herzliches, freundschaftliches Verhältnis zu uns. Die deutsche Kolonie war 1864 während des polnischen Aufstandes entstanden und bestand aus früheren Fabrikarbeitern aus Lodz, die sich geweigert hatten, mit den Polen zu gehen, und um den Verfolgungen seitens der Aufständischen zu entgehen, sich unter den Schutz der russischen Regierung gestellt hatten, welche ihnen Land im Samaraschen anwies (35 Dessjatinen pro Familie). Natürlich dauerte es lange und kostete viel Mühe, bis aus Fabrikarbeitern, die des Sonnabends ihren Lohn erhalten und zum Teil verunken hatten, tüchtige Ackerbauer wurden. Nachdem die jungen Leute im Dienste bei ihrem Nachbarn, den Mennoniten, den Ackerbau gründlich gelernt hatten, sind auch die Deutschen Kolonisten aus Polen tüchtige Landwirte geworden. In meiner Zeit war die Sache noch nicht so weit gediehen. Ich habe aber unter ihnen sehr ernste, fromme Christen gefunden, nebenbei auch eine Baptistenfamilie. Diese Deutschen wohnten in 12 Kolonien, die in einem großen Kreise sich hinzogen. Gewöhnlich hielt ich Gottesdienst im Bethause, wo ein Küster-Lehrer angestellt war. Einmal jedoch, auf Bitten der einzelnen Dorfgemeinden, hielt ich, vom Dorf zu Dorf fahrend, des Nachmittags im Laufe von 5 Tagen 12 Gottesdienste, gleichsam zur Weihe der einzelnen Kolonien. Die Esten lebten in 6 Dörfern auf der anderen Seite eines Baches, der sie von den Deutschen trennt. Es waren 3 lutherische und 3 orthodoxe Estendörfer, alle aus dem Werroschen stammend (Estland). Auch für sie war ein Bethaus im Bau. Die etwa 300 Seelen betragende orthodoxe estnische Gemeinde ist bei meiner Amtswaltung zum Luthertum übergetreten und hat sich trotz Verfolgungen standhaft gehalten. Sie war mir unendlich dankbar für die ihnen erwiesene „Barmherzigkeit“. Dem äußeren Gesetze hatte ich ja gefehlt, aber das innere Gewissensgesetz und die schnöde Ungerechtigkeit, mit der man die Gewissen knechtete, haben meine Handlungsweise bestimmt. Es kam in die Zeitung in einem Passus, der so lautete: Wir bilden jetzt alle eine lutherische Gemeinde. So hatte einer der Esten nach Livland berichtet und von dort kam der Satz in eine russische Zeitung und zwar durch eine Klage, oder richtiger Denunziation, die ein russischer Priester an den Erzbischof gerichtet hatte. Ich war unterdessen schon nach Twer gezogen. Mein Nachfolger, Pastor Gahlenbeck, wurde zum Gouverneur zitiert und erfuhr von diesem, die Regierung habe die Sache aufgegeben, da sich „keiner der in den Listen aufgeführten Esten gefunden hätte!!!“. „Hängen Sie aber die Sache nicht an die Glocke“, schloss der Gouverneur. - Trotzdem hat die Verfolgung der Leute noch lange gedauert und wohl erst seit Oktober 1905 ganz aufgehört. (Glaubensfreiheit). -

Bei meinem Abschied von meinen Esten sagten sie mir: „Ihren Namen werden wir nicht nennen!“ Und so bin ich frei durchgekommen.

IV. Twer.

Vom 1. Juli 1870 bis zum 20. April 1906 war ich Pastor in Twer, und hatte auch das ganze Gouvernement und darüber hinaus zu bedienen. Die Gemeinde in Twer war anfangs 500 Seelen groß, während im Gouvernement nur vereinzelte kleinere Gruppen Evangelischer zu besuchen waren. Gegen Ende meiner Wirksamkeit kehrte das Verhältnis sich um: in der Stadt Twer sank die Gemeindezahl allmählich auf 300 Seelen, namentlich durch die Versetzung der Verwaltung des „Samolet“ (Dampfschiffahrtsgesellschaft auf der Wolga) von Twer nach Nishni Nowgorod und Petersburg. Die meisten Kapitäne und Maschinisten hatten damals ihre Wohnungen in Twer; an der Eisenbahn dienten auch viele Deutsche. Das wurde mit der Zeit anders: Russen traten an ihre Stelle; der Moor hatte seine Schuldigkeit getan und konnte gehen.

Am Himmelfahrtstage 1870 hielt ich meine Probepredigt in Twer; mein Vorgänger, Pastor Grohmann, war schon nach Reval gezogen. Die Twersche Gemeinde hatte mich einstimmig gewählt und so zog ich mit Frau und Kindern von Samara ab. Das Schlafzimmer im Pastorat musste neu tapeziert werden, denn es wimmelte voll Wanzen! Wie die Grohmann darin gehaust haben, ist mir ein Rätsel. Die Gastzimmermöbel habe ich fuer 120 Rubel gekauft und auch die übrigen Zimmer allmählich eingerichtet. Der Präsident des Kirchenrates war Provisor Peter Frooholz Printz; Kirchenvorsteher waren außerdem noch Apotheker Juergensson, Gebrüder Eduard und Gabriel Schindler und der Arzt Eduard von Landesén. Letzterer trat mir und den Meinigen mit der Zeit immer näher und wurde mein Freund. Am 3. Sept. 1870 hat Generalsuperintendent Dr. [W. Carblom](#), der Oheim meiner Frau, mich introduziert. Beim Mittagmahl, welches der Kirchenrat im Pastorat angeordnet hatte, trat Dr. von Landesén eilig in den Saal und rief: „Meine Damen und Herren! Napoléon ist mit seiner Armee gefangen, die Schlacht bei Sedan ist gewonnen!“ - (Koenig Wilhelm aber tat den Ausspruch: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“) Welch eine Freude war das!! -

Mein Leben in Twer dauerte fast 36 Jahre, die größte, bedeungsvollste Zeit meines Lebens nach der persönlichen und auch amtlichen Seite. - Zuerst die persönlichen Beziehungen. Ich kam hin mit meiner teuren Gattin Fanny Charlotte Margarete, genannt Margot, der Tochter des Staatsrats [Eduard Busch](#), der bald darauf, als Wirklicher Staatsrat und Beisitzer des Wladimir-Ordens, sich in die Adelsmatrieel aufnehmen ließ. Mit zwei Kindern kam ich nach Twer: mit Herrmann Friedrich, der am 15.10.1866 in Omsk geboren war, und mit Hedwig Elisabeth, die am 18.10.68 in Samara geboren war. In Twer wurde uns bald ein Töchterchen geboren, Erika, die uns nach einem Jahr durch die Cholérine genommen wurde, ein prächtiges Mädél, blond, der Mutter Ebenbild. Wir haben sehr schwer an diesem Verlust getragen. Am 25.3.72 wurde Anna Luise geboren (Lilly). Am 1.10.73 Aline Sophie Adelheid. Am 1.2.75 Erika Sophie Leopoldine und endlich am 1.6.80 Walter Eduard. Im Wochenbett erkältete sich die Mutter infolge rücksichtsloser Behandlung seitens der Hebamme (einer Russin) und erkrankte an der Pleuritis, welche sich dreimal wiederholte und den Tod herbeiführte, am 3. April 85.

Nachdem ich mich von diesem schweren Schläge, der mich auf Wochen heiser machte,

so weit erholt hatte, dass ich etwas unternehmen konnte, fuhr ich mit den Kindern und der treuen Freundin Betty Saeftigen, die meine Frau bis zu ihrem Tode aufs liebevollste gepflegt hatte, nach Petersburg und Pawlowsk zu meinen Schwiegereltern. Sie wohnten damals im Konstantinowschen Palais mitten im Pawlowskschen Park und verkehrten viel mit der Großfürstin Alexandra Josipowna (eine Altenburgerin), deren Söhne mein Schwiegervater unterrichtete. Von dort fuhren wir nach Reval und Munalas, dem guten John Kucks, wohin uns Betty Saeftigens Schwester Frau Dr. Fuehner aufgefordert hatte. Der schöne Aufenthalt daselbst wurde durch einen schlimmen Keuchhusten des Fünfjährigen Walter getrübt. Er wurde den Husten auch in Tischer nicht los, wo wir noch bei meiner Schwester Aline Geissler einige Zeit zubrachten. Unvergesslich ist mir eine Tour nach Kakkomagi zu Boot und zu Wagen und eine Fußtour mit Herrmann allein von Tischer über Reval nach Brigitten und Kosch und am anderen Tage zurück.

Die Rückreise nach Twer machten wir per Dampfer. Am 3.9.1886 kam Luise Carblom, die Kusine meiner Frau, zu uns, um meine unmündigen Kindern eine Mutter zu sein. Zwanzig Jahre hat sie meinem Hause vorgestanden und in den Herzen meiner Kinder ein unauslöschliches dankbares Andenken hinterlassen. Sie hat voll Mutterpflicht an ihnen geübt, und was sie geworden sind, ist ihrem tiefgreifenden Einfluss zu verdanken.